

Hanna Hartmann  
Tod im Licht der Luminale



Hanna Hartmann

# Tod im Licht der Luminale

Ein Frankfurt-Krimi

SOCIETÄTS  
VERLAG

Alle Rechte vorbehalten • Societäts-Verlag  
© 2012 Frankfurter Societäts-Medien GmbH  
Satz: Nicole Ehrlich, Societäts-Verlag  
Umschlaggestaltung: Nicole Ehrlich, Societäts-Verlag  
Druck und Verarbeitung: freiburger graphische betriebe  
Printed in Germany 2012

ISBN 978-3-942921-47-3

# Danksagung

Mein besonderer Dank gilt Gerhard O. Stief und Ines Martini, den „Machern“ der Frankfurter Explora. Ihre wundervolle Ausstellung hat mich inspiriert, die Geschichte des Glauburgbunkers zu recherchieren und neu zu schreiben. Sie haben die Entwicklung von „Tod im Licht der Luminale“ so umfassend unterstützt, wie man es sich als Autorin nur wünschen kann.

Für Hilfe bei den Korrekturen bin ich meinem Sohn Konstantin, Karin Caetani und meiner „Textperle“, Frau Bärbel Philipp, zu großem Dank verpflichtet. Ich danke meinen Kindern und Freunden, die dieses Buches mit kreativen Anmerkungen und kritischen Kommentaren immer wieder begleitet haben.

Mein Dank gilt Herrn Homrighausen, Herrn Dr. Heinen und meiner Lektorin Frau Schmidt vom Societäts-Verlag für ihre Geduld mit dem Manuskript.

...und ich danke dir, wenn mal wieder Buchstaben gefehlt haben...

„Wann fährt dein Zug nach Berlin?“ Stefans Bemerkung klang eher beiläufig, als er von seinem Monitor zu Edith aufschaute. Überrascht zog Silke ihre Augenbrauen hoch.

„Die Chefin macht Urlaub?“

„Korrekt“, nickte Edith. „Ich bin dann mal weg.“

Zufrieden lächelnd blickte die Kommissarin aus dem Fenster des Polizeipräsidiums auf die Adickesallee.

„Was guckt ihr so komisch? Ich fahr Freunde besuchen. Noch muss ich mir mein Privatleben nicht von der gesamten Abteilung genehmigen lassen, oder?“

Der leicht gereizte Unterton war unüberhörbar. Für einen Moment ärgerte sich Edith über ihren Versuch der Rechtfertigung. Warum tat sie das eigentlich? Da lachte Stefan gönnerhaft.

„Keine Sorge, erhol dich mal ein paar Tage von uns.“

„Keine E-Mails, keine Akten, keine vertrockneten Gummibäume...“, seufzte die Assistentin augenzwinkernd. „Sie wird uns spätestens am Samstagmorgen vermissen, wetten?“

Die Kommissarin drehte sich abrupt um und stützte ihre Hände auf den Schreibtisch.

„Da wäre ich mir nicht so sicher.“

Ein vielsagendes Lächeln umspielte ihre Lippen. Dann schaute sie ungeduldig auf die Uhr. Bis zum Termin beim Friseur war hinreichend Zeit, die Post zu erledigen. Wolfgang hatte zwar immer beteuert, dass es ihm egal sei, wie sie aussehe; ihm käme es nur auf ihre inneren Werte an. Das sahen ihre nussbraunen Locken ähnlich und kringelten sich morgens immer in alle Richtungen um ihr Gesicht. Doch seit einigen Wochen machte sie der morgendliche Blick in den Spiegel unglücklich. Was bist du für ein langweiliges Trudchen, dachte sie. Welcher Mann soll so einen Anblick interessant finden? Aber darum ging es morgen in Berlin nach fast zwanzig Jahren nicht, sondern vielmehr um ein simples Wiedersehen. Oder? Ein kräftiger Windstoß stob durch die grünen Blätter der meterhohen Pappeln vor dem Polizeipräsidium.

„Edith, mach dir meinetwegen keinen großen Kopf. Betrachte es als Veteranentreffen“, hatte Wolfgang gestern noch spöttisch am Telefon gefrotzelt. Gedankenverloren öffnete sie ihre Handtasche und seufzte. Als sie die perlmuttfarbene Dose aufklappte, zerbröselte das Make-up unter der Puderquaste und rieselte in dicken, braunen Flocken auf den Boden.

„Och nee ...“

„Haltbarkeitsdatum abgelaufen?“

Mit kritischem Blick musterte ihre Assistentin die in die Jahre gekommene Dose.

„Ich brauche nur den Spiegel“, rechtfertigte Edith sich unwirsch.

„Wofür?“

Überrascht blickte Stefan von seinem Schreibtisch auf.

„Wofür? Wofür wohl?“, fauchte die Kommissarin zurück und zückte ein Taschentuch.

„Das verstehst du nicht, Stefan“, grinste Silke und zwinkerte ihrem Kollegen vielsagend zu. „Unsere Chefin hat ein Date.“

Edith spürte, wie sie errötete.

„Ihr seid so was von blöd!“, schimpfte sie und drehte sich schmollend zum Fenster. Große, weiße Kumuluswolken segelten gemächlich über einen strahlendblauen Himmel Richtung Osten. Sonnenstrahlen brachen sich wie flirrender Puderstaub ihre Bahn durch die aufgetürmten Wolkengebirge. Ein wunderbarer Frühlingmorgen. Edith seufzte. Es sah bei Weitem nicht so kalt aus, wie der Wetterdienst in Offenbach die Temperatur für heute vorhergesagt hatte. Bald würde sie auf ihren schweren Wollmantel verzichten können.

„Edith, kommst du mit zum Glauburgbunker? Oder soll ich einen Kollegen bitten? Ich wollte wegen der Drohbriefe noch mal...“

Der Kommissar stockte. Edith wirkte irritiert. Wortlos hielt er ihr eine durchsichtige Hülle mit einem zerknüllten Fetzen Papier hin. Die Kommissarin kniff die Augen zusammen. Wo war nur ihre Brille?

„Alt werden ist nicht schön“, hatte ihr schon ihre Oma immer wieder versichert.

„Ich bin der Geist, der stets verneint!“ Mühsam entzifferte Edith die altmodisch anmutende Schrift. „Und das mit Recht! Denn alles, was entsteht, ist wert, dass es zugrunde geht.“

Skeptisch runzelte sie ihre Stirn.

„Hast du dich als Dichter versucht?“

Ein malizöses Lächeln umspielte Stefans Lippen.

„Nicht irgendein Dichter. Das ist Goethe!“, klärte er sie sanftmütig auf. „Drum besser wär's, dass nichts entstünde. So ist denn alles, was ihr Sünde, Zerstörung, kurz das Böse nennt, mein eigentliches Element.“

Mit einer huldvollen Handbewegung verbeugte sich der Kommissar in Richtung eines imaginär klatschenden Publikums. Die Assistentin war verblüfft.

„Du darfst ruhig Mephisto zu mir sagen, Silke“, grinste er und verschränkte lässig die Hände hinter seinem Kopf. „Der Teufel hatte ja bekanntlich mit Gott gewettet, dass es ihm gelingen würde, Faust vom rechten Wege abzubringen.“

Erstaunt musterte er die beiden Frauen, die sich verständnislos anblickten.

„Goethe, meine Damen. Ich zitiere gerade einen Klassiker aus eurem Deutschunterricht.“

Edith gähnte herzhaft.

„Oh, da geht's aber direkt vom Winterschlaf in die Frühjahrsmüdigkeit“, bemerkte die Assistentin süffisant. Edith quittierte den Satz mit einer abwertenden Handbewegung.

„Du willst nicht ernsthaft vorschlagen, dass wir Ermittlungen einleiten, weil jemand krude Sätze aus einem Reclam-Heftchen abschreibt, oder?“

Silke lachte kurz auf und griff nach ihrer Kaffeetasse. Nachdenklich musterte der Kommissar das zerknitterte Papier in der Klarsichthülle.

„Vielleicht hast du ja recht, Edith. Aber Frau Stiefenhagen war so verstört...“

„Frau Stiefenhagen?“

Edith schaute Silke fragend an.

„Oh“, die Assistentin winkte genervt ab.

„Das war die wasserstoffblonde Ziege, die heute Morgen eine riesige Welle gemacht hat...“

„Silke!“

Stefan klang vorwurfsvoll.

„Ist doch wahr.“

Ungehalten stellte die Assistentin ihre Porzellantasse vor den Kommissar. Bedrohlich schwappte die braune Flüssigkeit hin und her.

„Wenn die nicht so eine beeindruckende Figur gehabt hätte“, dabei formten ihre Hände die Umrise eines gut proportionierten Frauenkörpers, „und nicht diese superschicken Klammotten und diese auftoupierte Banane, dann ...“

Edith schaute verständnislos auf ihre beiden Kollegen.

„Hab ich was verpasst?“

„Was eine Banane ist? Na, das war diese schreckliche Hochsteckfrisur aus den Sechzigern, die nur mit Tonnen von Haarspray oben gehalten wurde und der Antarktis das Ozonloch beschert hat. Allein die irre teuren Schuhe ... die Frau war so overdressed – grauenhaft!“

Stefan lächelte süffisant.

„Hör ich da Neid, Fräulein Müller?“, feixte er. Grinsend griff er nach dem Kugelschreiber und trommelte triumphierend auf seinem Schreibtisch. Dann kreuzte sein jubelnder Blick die hellwachen Augen seiner Chefin und er wurde ernst.

„Edith, dieser Drohbrief ist anders als die anderen. Das hat sie sehr überzeugend...“

„... anders als die anderen?“, unterbrach Edith den Kommissar und musterte ihn mit der ihr eigenen Wachheit.

„Ja, ihr Mann Gerhard Stiefenhagen erhält schon seit geraumer Zeit diese seltsamen Briefe. Seitdem er den Glauburgbunker zur Explora...“

Abwehrend hob Edith die Hand, um Stefans Redefluss zu stoppen.

„Moment mal, Stefan, wir sind nicht zuständig für Drohbriefe...“

„...aber für Morddrohungen!“

„...abgeschrieben aus Reclam-Heftchen, wenn ich das bemerken darf!“

Edith war sauer, doch Stefan wirkte fest entschlossen.

„Wir sollten die Sache ernst nehmen, Edith!“, sagte er mit Nachdruck.

„So ernst wie das Dekolleté der Wasserstoffblondine“, giftete Silke und erhob sich kopfschüttelnd. Stefan winkte lässig ab.

„Edith, Frau Stiefenhagen hat mir hier ein Dutzend dieser seltsamen Briefe vorgelegt. Die sahen alle gleich aus. Immer aus Zeitungsschnipseln zusammengeklebt. Und bis auf den letzten immer der gleiche Wortlaut. Dass das keine Kunst sei, was die Explora zeige. Dass Künstlern, die in der Weimarer Republik so entartetes Zeug geschaffen hätten, im Dritten Reich ein gebührender Platz zugewiesen worden sei.“

Edith schüttelte unwillig ihren Kopf und blickte mit einem tiefen Seufzer den vorbeiziehenden Wolken hinterher.

„Stefan, unser Job sind Leichen. Oder die damit einhergehenden Versuche. Für Kunst, Kultur und Reclam-Hefte sind die Frankfurter Museen oder das Bildungsdezernat zuständig. Damit lass es bitte gut sein.“

Entschlossen klappte sie ihre Puderdose zu.

**Langsam** bog die S-Bahn-Linie 6 aus der langgezogenen Kurve von der Galluswarte kommend in das weitverzweigte Gleisvorfeld des Frankfurter Hauptbahnhofs. Rechts und links säumten verwitterte Graffiti die Mauern aus Beton, die von wild wachsenden Brombeerhecken überwuchert wurden. In den Fenstern der Hochhäuser an der Mainzer Landstraße glitzerte die Sonne in den verspiegelten Fenstern wie Facetten eines hochkarätigen Diamanten. Dann versank das beeindruckende Panorama hinter dem unterirdischen Tiefkai des Frankfurter Hauptbahnhofs.

Müde fischte Max die Kopfhörer aus seiner Jacke und suchte „Crazy“. Die tiefe, beruhigende Stimme von Seal gefiel ihm für die kurzen Fahrten unter der Stadt. Müde lehnte er seine Stirn an die Tür mit dem warnenden „Defekt“-Aufkleber. Durch das notdürftig mit dicker Folie überklebte Glas zogen sich tiefe Risse kreuz und quer durch die Scheibe. An den hässlichen Vandalismus in Bussen und Bahnen würde er sich niemals gewöhnen, da war sich der 42-Jährige absolut sicher.

„A man decides after seventy years, that what he goes there for, is to unlock the door...“ Wer würde wohl den Turm seiner Erinnerungen aufsperrern? „...unless we get a little crazy.“ Vielleicht musste man nur verrückt genug sein, um den stressigen Job Tag für Tag durchzustehen? Wurde nicht der Takt der Anforderungen immer schneller? Oder wurde er einfach nur älter und langsamer? Er hasste es, wenn sein Leben aus dem Takt geriet. Doch mit der Musik im Ohr fühlte er sich irgendwie mit dem Tempo seines Lebens im Einklang.

Wie von unsichtbarer Hand gesteuert glitt die S-Bahn in den von Neonlampen taghell erleuchteten Tiefkai unter die Erde. Ob Daniel diesmal pünktlich war? Der Gedanke verdunkelte schlagartig seine misanthropisch gefärbte Stimmung. Skeptisch musterte er seine von blauen Adern gezeichneten Hände. Seine bisherige Erfahrung mit dem Jungen sprach komplett dagegen, dass es dieses Mal funktionieren würde. Er hatte eigentlich keine Lust, heute Babysitter spielen zu müssen. Dazu

kamen die technischen Probleme, die allein die Illumination des Glauburgbunkers für die am Wochenende beginnende Luminale bereitete. Der Probelauf des ambitionierten Projekts mit der Explora war vergangene Nacht völlig aus dem Ruder gelaufen. Nichts habe funktioniert, absolut gar nichts, hatte ihm von Schwanenwede vorhin ins Handy gebrüllt. Erst habe das Windrad keinen Strom für die riesige LED-Wand geliefert, wo nach Einbruch der Dämmerung die Twitter-Botschaften aus der ganzen Welt übertragen werden sollten. Dann sei endlich der Strom geflossen, zumindest der, der über die Sonnenkollektoren gewonnen wurde. Aber die Musik aus den mannshohen Boxen rechts und links neben der Lenin-Büste am Eingang hätte sich einfach nicht mit der Lichtshow auf dem LED koordinieren lassen. Und als die fluoreszierenden Botschaften endlich synchron zur Musik gelaufen wären, habe ein erboster Nachbar die Polizei vorbeigeschickt, um der Generalprobe den Saft abdrehen zu lassen. Die Stimme von Schwanenwede hatte sich in maßloser Wut überschlagen. Jetzt sollte er als „Troubleshooter“ einspringen und den Soundcheck wiederholen. Das alles für sich genommen war schon ambitioniert. Dumm war lediglich, dass er Jürgen schon vor Wochen fest versprochen hatte, sich heute um den Jungen seiner Schwester zu kümmern. Das gab seinem Job den zusätzlichen Adrenalin-Kick. Jürgens ältere Schwester Susanne wollte übers Wochenende zu ihrer Freundin nach München und Jürgen hatte unaufschiebbare Termine bei Gericht.

„Nur ein bisschen nach ihm gucken“, hatte sein Freund ihn gebeten.

„Daniel braucht nicht den Lover seines Onkels als Babysitter. Daniel braucht eine klare Ansage, wo es in seinem Leben langgeht“, hatte Max seinem Partner schon nach dem Eklat im Handyladen unmissverständlich zu verstehen gegeben. Seiner Auffassung nach gehörte Jürgens Neffe dringend in eine Therapie.

„Komasaufen ist keine Lösung“, hatte Max seiner Schwägerin versucht klarzumachen. Doch Susanne hatte den Ausraster

ihres Sprösslings als „für das Alter normal“ bagatellisiert und die Kosten für den in die Ladenauslage geschleuderten Stuhl ohne mit der Wimper zu zucken beglichen.

„Maxi, reg dich ab. Die Sache ist erledigt“, hatte Jürgen seinen Neffen in Schutz genommen. „Die haben in dem Handyshop ja noch nicht mal Anzeige erstattet – meine Schwester ist halt ’ne gute Kundin. So ein Ausraster, das kann doch jedem mal passieren.“

Max blieb skeptisch.

„Warum zum Teufel willst du nicht wahrhaben, dass dein Neffe auf dem besten Wege ist, Alkoholiker zu werden?“

Doch Jürgen hatte ihm besänftigend auf die Schulter geklopft.

„Ach Max, das ist Unsinn. Die Jungs sind mit siebzehn doch alle mal aus der Spur. Wir waren doch auch so.“

Als er ihn zum Abschied küssen wollte, drehte Max seinen Kopf beleidigt zur Seite.

„Maximilian, bitte!“, schmollte er. „Was ist mein Schatz heute wieder empfindlich.“

Jürgen verdrehte die Augen spöttisch gen Himmel.

„Sorry, aber ich muss jetzt zur Arbeit. Lass uns später telefonieren! Und räum die Spülmaschine aus, bevor du gehst.“

„Licht ist einer der wichtigsten Baustoffe des 21. Jahrhunderts!“, hatte von Schwanenwede morgens in der turbulenten Teambesprechung mit leuchtenden Augen und weit ausgebreiteten Armen missionarisch verkündet. An der Wand in der alten Volta-Halle in Bockenheim glitt der Lichtpointer immer schneller über eine riesige Karte mit unzähligen schwarzen, roten und grünen Punkten. Grün stand für „im Plan“. Rot bedeutete, dass erst heute Nacht der letzte Test geplant war. Und schwarz waren alle Projekte, die Probleme machten.

Immer wenn Max die unter Denkmalschutz stehende Industriehalle betrat, keimte in ihm eine unbändige Freude auf, für die „Biennale des Lichts“ als Fotograf zu arbeiten. Um sich mit den Effekten der einzelnen Objekte vertraut zu machen, hatte er seit nunmehr sechs Wochen viele Techniker und Künstler begleitet.

Max liebte die Nächte in Frankfurt, die in krassem Gegensatz zum Tag standen. Besonders morgens nervte die Stadt gewaltig. Der unbeschreibliche Lärm der Autos, Busse, Lastwagen, Taxis, U- und Straßenbahnen, die sich schonungslos wie eine Springflut ihren Weg durch die viel zu engen Straßen der Mainmetropole bahnten, empfand er als sportliche Herausforderung, die er als Radfahrer mit einer eingeübten Rücksichtslosigkeit gerne annahm. Und so schnell der Verkehr morgens über die Mainzer und die Hanauer Landstraße ins Zentrum der Stadt strömte, genauso schnell ebte dieser Strom abends wieder ab. Jeden Tag aufs Neue. Frankfurt schien diesen Rhythmus zu atmen. Wie ein Durchlauferhitzer, den man morgens um sieben ein- und abends um sieben wieder ausschaltete. Nachts wirkte das glitzernde Herz des Rhein-Main-Gebietes dann sichtlich erschöpft. Nur hier und da unterbrachen Martinshörner die verwaiste Stille zwischen den Häuserschluchten, wenn die Stadt innehielt, um gierig die frische Luft von den Hängen des Taunus in sich einzusaugen. Bevor am nächsten Morgen der Puls von Deutschlands geschäftigster Wirtschaftsmetropole wieder heftiger zu schlagen begann.

„Wenn ich mich recht erinnere, hat Herr Wiatrowski bereits Erfahrung mit Windkrafträdern!“

Die Blicke des Teams in der überfüllten Volta-Halle hatten sich auf Max gerichtet. Doch der hatte abwehrend die Hände gehoben.

„Tut mir leid, das ist ein Irrtum!“

„Aber Sie haben mir doch die Fotos...“

Hektisch zückte Arthur von Schwanenwede sein klingelndes BlackBerry aus der Innentasche seines Jacketts.

„Jetzt nicht“, fauchte er ungehalten und drückte den Anrufer ungestüm weg. Dann wandte er sich direkt an Max.

„Tut mir leid, Herr Wiatrowski. Ich habe heute Morgen keinen Techniker für die Explora da. Das wird Sie ja wohl nicht überfordern, dieses alberne Windrad mit etwas Musik zu koordinieren, oder?“

Der Lichtpointer fuhr über das Nordend und stoppte abrupt auf einem schwarzen Fleck. Max wollte widersprechen, doch der Projektleiter stoppte seinen Protest mit einer eindeutigen Handbewegung.

„Genug diskutiert. Betrachten Sie es als Mission – Ihre Mission! Der Bunker soll sich symbolisch aus der Vergangenheit lösen und als Leuchtturm weit über die Luminale hinaus erstrahlen. Als grüne Innovation der Biennale! Ein wahres Zukunftsprojekt. In dieser neuen Gesellschaft ist für Zögerer und Zauderer leider kein Platz.“

Für einen Moment zitterte der Lichtpointer.

„Der Bunker ist unser Leuchtturmprojekt für erneuerbare Energien. Und wir werden es allen zeigen!“

Das klang unmissverständlich nach dem Ende der Diskussion.

„Und wenn die Welt Sonntagnacht eine Scheibe ist, werden wir auch die beleuchten“, murmelte Max.

„Bitte, was sagten Sie eben, Herr... äh... Wiatrowski?“

Arthur von Schwanenwede formte mit seiner linken Hand einen Trichter hinter seiner fleischigen Ohrmuschel, aus der ein